

New Yorks aufregendste Intellektuelle

Susan Sontag wurde früh zu einer Kultfigur, die sich allen Etiketten entzog. Eine Schau zeigt ihre schillernde Vielseitigkeit

VIOLA SCHENZ

Susan Sontags Mutter war Alkoholikerin, und sie tat, was viele Kinder von alkoholsüchtigen Eltern machen: Sie flüchten sich in Phantasiewelten. Susan Sontag verkroch sich in die Welt von Comics und Büchern. Ihre Intelligenz half ihr, mit drei Jahren hatte sie lesen gelernt.

1933 in New York geboren, blieb Sontag ihr Leben lang eine Flüchtende, bis zu ihrem Krebstod 2004 war sie getrieben von unstillbarer Neugier, fast manischer Rastlosigkeit. Das ganze Leben erlebbar machen, das war ihr Credo. «Everything matters», alles zählt, notierte sie 1949 mit 16 Jahren in ihr Tagebuch. So lautet auch der Titel einer Ausstellung über die Schriftstellerin Susan Sontag im Literaturhaus München.

Die Eltern, Mildred und Jack Rosenblatt, handelten mit Pelzen im damals noch sehr fernen China. Susan und die jüngere Schwester Judith überliessen sie in New York bald den Grosseltern, dem Kindermädchen oder der Köchin. Als der Vater 1938 in China an Tuberkulose starb, kehrte die Mutter zurück. Susan litt an Asthma, und da die kapriziöse Mutter deren Ringen nach Luft nicht ertrug, zog man nach Florida – mit seinem schwülen Klima freilich der falsche Ort für Asthmatiker – und weiter ins wüstentrockene Arizona.

Sie sammelte, auch Liebhaber

Unglücklich («Ich hatte keine Mutter, ich hatte diese eiskalte Frau») und intellektuell verkannt, in der Schule unterfordert und als Jüdin angefeindet, blieb ihr nur das Lesen. Den Bestand der Stadtbibliothek von Tucson hatte sie in einem Jahr durch, die ersten zwei Klassen übersprang sie. «Im Grunde denke ich, dass Schopenhauer unrecht hat», befand die Vierzehnjährige. Freunde findet man mit so viel Frühreife nicht, selbst im vergleichsweise grossstädtischen Los Angeles, dem nächsten Stopp. Als die Mutter den Kriegsveteranen Nathan Sontag heiratete, nahmen die Töchter seinen Namen an. Sontag sei zwar auch jüdisch, so Susan, aber nicht so «hässlich und fremdländisch» wie Rosenblatt.

Nach Berkeley, Chicago, Sorbonne, Oxford und Harvard landete die promovierte Philosophin und Literaturwissenschaftlerin wieder in New York – der einzigen Stadt, die all ihre Interessen, Sehnsüchte, Ansprüche und Bedürfnisse zufriedenstellen konnte.

New York wurde daher ins Münchner Literaturhaus geholt. Die Vitrinen ziehen sich durch Strassenschluchten, umrahmt von riesigen Häuserzeilenfotos. Sie las-



Wo sie hinkam, zog sie die Aufmerksamkeit auf sich: Susan Sontag (1933–2004) an der Tagung der Gruppe 47 in Princeton im Jahr 1966.

BOB PETERSON / GETTY

sen sinnlich Sontags Rastlosigkeit nachempfinden, ihre Neugier, ihre Reiselust, ihre Sammelleidenschaft. Sie sammelte alles – Kunst, Souvenirs, Porträts, Kitsch, Bücher sowieso, Liebhaber und Liebhaberinnen. Auf Fotos und Videos sieht man die vollgepferchte New Yorker Wohnung eines intellektuellen Messias. «Die Welt war ihr Thema», sagte ihr langjähriger Schriftstellerfreund Paul Auster.

Eine fast panische Angst, im Leben etwas zu versäumen, eine unstillbare Lust auf Inspiration trieb sie von vormittags bis nachts durch Kinos, Gale-

rien, Theater, Klubs, Konzerte und in ihre Stammrestaurants. Kurz vor Mitternacht ging es noch in eine Buchhandlung, Amphetamine hielten sie bis in den Morgen wach. Schlafen empfand sie als Lebenszeit raubende Zumutung.

Zu einer Zeit, in der die Konventionen Frauen empfahlen, sich Familie, Haushalt und einem adretten Aussehen zu widmen, stand Sontag an Rednerpulten, sass auf Podien, protestierte gegen den Vietnamkrieg. Ein Faksimile der FBI-Akte über die Anti-Kriegs-Demonstrantin ist ausgestellt. Ihren Sohn David nahm die allein-

erziehende Linksintellektuelle einfach mit. Sontag hatte ihn 1952 als 19-Jährige zur Welt gebracht, in ihrer kurzen Ehe mit dem elf Jahre älteren Soziologiedozenten Philip Rieff. Im Nachhinein wirkt auch die Ehe wie ein versehentlich gewählter weiterer Fluchort.

Die frühen Werke waren schwerverständliche Kost. Aber ihr Verleger Roger Straus erkannte ihre vermarktbarere Aura. Blitzgescheit, gutaussehend, durchdringende, wache Augen unter der Mähne, Cowboystiefel und Ledermantel: Das hatte Kultpotenzial,

das war Glamour-Girl, Femme fatale, Enfant terrible in einem. Ihr Biograf Benjamin Moser nennt sie «eine der fotogensten öffentlichen Personen ihrer Zeit». Bald verlangten auch angesagte Hochglanz- und Literaturmagazine nach ihr, und Sontag lieferte Essays, inzwischen leichter verdaulich.

Versteckt hinter vielen Masken

Ihre Vielfalt macht sie bis heute schwer zu fassen. Wer und was war Susan Sontag? Universalintellektuelle? Gesellschaftskritikerin? «Ich bin mir nicht sicher, welchem Zweck meine Arbeit dient», bekannte sie 1962 in ihrem Tagebuch. Lexika deklarieren sie als Schriftstellerin, Autorin, Kulturkritikerin, Fotografin, Filmregisseurin. Denn auch Letzteres betrieb sie, natürlich mit Leidenschaft, aber mässigem Erfolg.

Neben Norman Mailer habe Sontag immer «am meisten Lärm gemacht», meinte Paul Auster. Ihr Lärm, ihre Unerschrockenheit konnte durchaus entgleisen. Sätze wie «Die weisse Rasse ist das Krebsgeschwür der Menschheitsgeschichte» (1967) oder die Polemik, die sie nach den Terroranschlägen vom 11. September gegen die amerikanische Regierung und Gesellschaft verfasste, zeigen, dass Scharfsinn nicht vor Bosheit und Zynismus schützt.

Immer war sie darauf bedacht, sich nicht kategorisieren zu lassen. Weder

Das ganze Leben erlebbar machen, das war ihr Credo. «Everything matters», alles zählt, notierte sie 16-jährig ins Tagebuch.

praktizierte sie ihr Judentum, noch bekannte sie sich dazu. Ihre Bisexualität machte sie nie wirklich öffentlich, auch nicht die langjährige Beziehung zur Starfotografin Annie Leibovitz, die unter dieser Geheimniskrämerei litt. Die heutige Identitätspolitik wäre der linken Sontag vermutlich ein Greuel; vereinnahmen liess sie sich nicht, Unabhängigkeit, vor allem geistige, war ihr heilig. Aus dem Verstecken hat sie das Beste gemacht.

«Susan Sontag. Everything Matters», Literaturhaus München, bis 30. November.

Carmen liebt jetzt eine Torera

Mit einer modernen Adaption zwischen Ballett und Flamenco verhilft Filipe Portugal der gefeierten Tänzerin Giulia Tonelli zum Comeback

LILLO WEBER

Die Frau ist Spitze. Sie trägt Spitzenunterwäsche unter ihrem Nichts von einem Kleid, und sie trägt Spitzenschuhe, in denen sie sich über alle und alles erhebt: über die Tabakarbeiterinnen in der Fabrik, die lusternen Männer auf der Strasse, Don José und die Moral. Da kann der kleine Sergeant Don José noch so rasend klacken in seinen Flamenco-Schuhen, sie hebt sich auf Spitze – und in die Spitzenklasse.

Darin liegt durchaus eine Schwierigkeit bei dieser neuen Ballettversion der «Carmen», geschaffen von dem in Zürich lebenden Choreografen Filipe Portugal, die noch bis zum 15. Juni in der Klosterkirche Königsfelden in Windisch aufgeführt wird: Giulia Tonelli ist als Carmen so stark, dass sie die andern Tänzerinnen zu überrunden droht. Nicht aber ihn, David Coria als Don José.

Die Stärke des spanischen Flamencotänzers liegt jedoch gerade in der glaubwürdig verkörperten Schwäche – sein Don José ist ein gebrochener Mann von

Anfang an, ein hoffnungslos Begehrender, zerfressen von Eifersucht, ein Ausgebremster und Aussenseiter. Doch wie er dieses Begehren tanzt: Lang reckt er sich in alle Richtungen, dreht seine Glieder, als müsste er sich mit ihnen umgeben, sehnt sich ins Unendliche, bis weit, weit in den Kirchenraum hinein. Grossartig.

Musikalisch durchgeformt

David Corias Flamenco-Schritte, die nur in Andeutung sprechen, nehmen den Faden auf, der von Brigitta Luisa Merki in der Klosterkirche Königsfelden seit 2007 gespannt worden ist. Damals begann die Aargauer Choreografin mit ihrer Tanzkompanie «Flamencos en route» den Resonanzraum der Kirche zu erkunden und gründete die Plattform Tanz und Kunst Königsfelden. Was als Pilotprojekt begann, wurde 2012 zum kulturellen Leuchtturm des Kantons Aargau ernannt, mit zweijährlich stattfindenden Festspielen, die bildende Kunst, Tanz und Musik verbinden, und mit pädagogischen Projekten.

Im vergangenen Jahr übergab Brigitta Luisa Merki die künstlerische Leitung von Tanz und Kunst Königsfelden an den portugiesischen Choreografen und ehemaligen Ersten Solisten des Balletts Zürich, Filipe Portugal. Er hatte bereits 2023 den wunderschönen Fado-Abend «Heimlich seufzen die Winde» geschaffen, ein kraftvolles und gleichzeitig hoch musikalisch durchgeformtes Ballett.

Von exquisiter Feinheit ist nun auch die Musik dieser «Carmen»-Adaption, gespielt vom Ensemble Chaarts Chamber Artists. Der israelische Komponist Jonathan Keren hat dafür eine Partitur für Cello-Sextett und Perkussion geschaffen. Sie ist nicht nur inspiriert von Georges Bizets allbekanntester Oper, sondern auf subtile Weise von deren Klängen und Melodien durchzogen und durchwoben. Wieder und wieder wird wie aus der Ferne die berühmte «Habánera» angestimmt, um dann in trauriges Raunen zu gleiten. Die Melodien werden gespielt und getanzt, dann wieder nur angetönt und übertönt von Keren eigenen Klängen. Passend dazu hat

Antonia Businger auch die Szenerie in der Schwebe gelassen: vage Projektionen von Pflanzen auf einem Quader, vor dem geliebt und gestritten wird.

Die nette Influencerin

Mit dieser «Carmen» bringt Filipe Portugal Giulia Tonelli zurück auf die Bühne. Das Leben des Zürcher Publikumsliebblings als frischgebackene Mutter und Primaballerina wurde in dem Film «Becoming Giulia» von Laura Kahr dokumentiert. Nach dem zweiten Kind musste Tonelli allerdings beim Opernhaus Zürich zu tanzen aufhören. Sie zeigt nun aber in Windisch, dass mit ihr in der Schweizer Tanzszene weiterhin zu rechnen ist.

Warum allerdings sollte sich die überaus selbstbewusste Carmen Tonellis ausgerechnet in die Torera von Clara Thierry verlieben? Die Rolle des Stierkämpfers Escamillo wird von Filipe Portugal tatsächlich mit einer Frau besetzt – als Verkörperung eines «Massenidols», als «berühmter Sänger, Fussball-

spieler oder Schauspieler», wie Portugal und sein Dramaturg Gregor Acuña-Pohl im Programmheft erläutern. Das liegt im Zeitgeist und mag inhaltlich sogar schlüssig sein: Der Möchtegern-Macho Don José rastet aus und sticht zu, gerade weil seine Angebotete mit einer Frau herummacht.

Doch diese Torera ist keine Madonna, auch keine Taylor Swift, sondern eher die nette Influencerin von nebenan, die für schillernde Kosmetik und Kleider wirbt. Die Idee lädt zum Nachdenken ein, aber das Material, Carmen das Wasser zu reichen, hat sie vom Choreografen nicht mit auf den Weg bekommen. Das tut der Message keinen grossen Abbruch, dem Ballett auch nicht. Femizid ist Femizid. Carmen wird erstochen, weil sie stark ist. Das ist die Botschaft, die – leider – bis heute ihre Aktualität behalten hat.

Windisch, Klosterkirche Königsfelden, bis 15. Juni. David Corias eigene Kompanie zeigt am 20. und 21. Juni ausserdem das Stück «Los bailes robados».